Berliner Plauderei.

Von **August Spanuth.**

Buntes Allerlei aus der Karnevalszeit. — Die farbigen Perücken in der Reichshauptstadt. — Eine undeutsche Barttracht.

Berlin, 2. März 1914.

Ich kann mir ja anmuthigeren Stoff für meine Plauderei denken, aber ich möchte nicht den Verdacht auf mir sitzen lassen, die Berliner ungerecht beurtheilt zu haben, und deshalb muß ich hier noch einmal auf den großen Prozentsatz unehelicher Geburten in Berlin zurückkommen. Aus Jacksonville im schönen Florida schreibt mir nämlich ein Leser Ihres Blattes, daß er sich über jene Aeußerung gewundert habe, mit der ich — in meinem Brief über die Protest-Versammlung der amerikanischen Kolonie in Berlin — über diese Erscheinung gesprochen habe. Er sagt: „Die Thatsache — nämlich daß keine amerikanische Großstadt auch nur annähernd so viele uneheliche Geburten aufzuweisen hat wie Berlin — bestreite ich nicht, wohl aber den daraus gezogenen Schluß. In Deutschland werden eben die Gesetze durchgeführt und die Uebertretung (nämlich die gewaltsame Verhinderung der Geburten) wird bestraft, hier aber nicht."

Daraus ersehe ich zunächst wieder einmal, daß man selbst von dem wohlwollendsten Leser mißverstanden werden kann; und wenn der mir nur dem Namen nach bekannte Herr aus Jacksonville mich mißverstanden hat — während er im Uebrigen sein Wohlgefallen an meinen Korrespondenzen zu erkennen giebt, — mögen mich noch so viel andere ebenfalls mißverstanden haben. Aber sie alle sollten noch einmal die paar Sätze durchlesen, die ich jener Behauptung vorangeschickt habe, wo ich von der moralischen Elastizität der Amerikaner spreche. Ausdrücklich habe ich ja betont, daß mehr Entgleisungen in Berlin vorkommen, weil den Leuten hier noch jene bequeme Elastizität der Moralbegriffe fremd sei. Vorsichtiger kann man sich doch des Urtheils, der Parteinahme kaum enthalten; in dieser einfachen Gegenüberstellung aber jene größere Elastizität als das kleinere von zwei moralischen Uebeln hingestellt zu haben, wird man mir doch nicht ernstlich vorwerfen wollen. Und gerade weil ich eine eingehende Diskussion der Frage im Rahmen einer „Plauderei" nicht für angebracht hielt, hütete ich mich auch zu bekennen, wie ich mich persönlich dazu stelle, ob ich mich durch die Verhütung der Geburt oder durch die uneheliche Geburt mehr moralisch belastet fühlen würde.

Was nun aber das Thatsächliche betrifft, so wird mein Korrespondent in Jacksonville gewiß sehr überrascht sein, zu erfahren, daß sich gerade jetzt der deutsche Reichstag mit einem Gesetzvorschlag beschäftigt, der die immer mehr Ueberhand nehmende Geburtsverhütung im Deutschen Reiche durch schwere Strafen eindämmen oder womöglich gänzlich verhindert. Der beweist zum mindesten, daß jene amerikanische Spezialität hier keineswegs unbekannt ist, ja, daß sie eine gemeingefährliche Ausdehnung angenommen hat. Spaltenlange Erörterungen darüber kann man jetzt in den hiesigen Tagesblättern lesen, und besonders die ärztlichen Autoritäten sind fast einstimmig in der Verurtheilung einer radikalen gesetzlichen Maßregel.

Und damit werde ich mich nun wohl von dem Verdacht gereinigt haben, daß ich den Berlinern eins auswischen wollte. Daß der Verdacht überhaupt bei jemandem aufsteigen konnte, bleibt mir um so unbegreiflicher, als ich doch in demselben Brief gefragt hatte, ob es denn im zwanzigsten Jahrhundert wirklich noch vernünftige Menschen geben könne, die an einen tiefgehenden Moralunterschied in den Weltstädten der verschiedenen Nationen glauben. Nur das Eine ist unbestreitbar, daß man überall, in Amerika wie in Deutschland, einen moralischen Defekt viel eher verzeiht, wenn er nicht in Verbindung mit finanzieller Misere auftritt. Wer das Unglück hat, arm zu sein, sollte sich schon aus rein ästhetischen Gründen befleißigen, tugendhaft zu bleiben.

Diese letztere Bemerkung ist nicht einmal ironisch gemeint. Die gegenwärtige moralische Entrüstung in Deutschland über den Frevel der Geburtsverhütung, die bekanntlich von konservativer Seite geschürt wird, ist keineswegs aus moralischen, oder auch nur aus ästhetischen Erwägungen entstanden, sondern aus rein praktischen Rücksichten: das Gespenst der Entvölkerung Deutschlands, das konservative Schwarzseher hinter der Statistik über den Geburtenrückgang zu erspähen glaubten, ist Schuld daran. Die Moral? Ich wüßte nicht!

Uebrigens, ist es nicht doch etwas beschämend, daß man über eine Sache, die das ganze Volk erregt, weil sie unmittelbar seine Existenz berührt, mit einer Vorsicht reden muß, als wenn man einen Eiertanz auszuführen hätte! Das Ding beim rechten Namen zu nennen, verbietet die Wohlanständigkeit, die Gesittung! Daß wir allzumal Heuchler sind, steht fest, aber sollen wir's denn ewig bleiben?

* * *

Der Karneval ist dem Kalender gemäß vorüber, die Fastnachtskrapfen, respektive die Berliner Pfannkuchen, sind nach guter alter Tradition in großen Mengen verspeist worden, aber die Bälle dauern fort. Ich sehe und höre zwar nichts davon, noch viel weniger lese ich Beschreibungen solcher Verlustirungen in den Zeitungen nach, aber trotzdem weiß ich ganz genau, daß immer noch zahlreiche Maskenbälle stattfinden. Woher? Nun, wenn ich des Abends aus dem Konzert oder dem Theater heimgehe, begegnen mir stets ganze Schwärme halb verhüllter weiblicher Gestalten, die ihre stieglitzhafte Buntheit eben nicht völlig verbergen können. Vor allem an den extravaganten Schuhen und Strümpfen erkennt man sofort, welcher Art das Vergnügen ist, dem sie die Nacht widmen wollen, und wenn die Hülle, was oft vorkommt, nur recht lose umgelegt ist — damit sie nicht alle die Herrlichkeiten zerdrücke — lädt sie die männlichen Augen geradezu zur Indiskretion ein; dann erfährt man auch, ob es sich um einen „Bösen Buben-Ball", um einen „Baby-Ball" oder gar um eine farbige Perücken-Redoute handelt. Merkwürdig, diese Bälle kosten auch den Theilnehmerinnen Geld, ob die Kostüme nun geliehen oder besonders angefertigt werden, und dieses Geld scheint den Schönen und weniger Schönen niemals zu fehlen. Aber das Geld für ein Auto oder eine Droschke wollen sie nicht spendiren. Das scheint eine Berliner Spezialität zu sein. Ganz beträchtliche Strecken trippeln sie durch den Straßenschmutz und ruiniren sich ihre zarten Schuhgebilde, während sie für anderthalb Mark heil und ganz und trocken die Stätte des nächtlichen Jubels erreichen könnten. Sie sehen, da ist wieder solch 'ein Ueberbleibsel des altgewohnten Spießbürgerthums, das der flott fein wollende junge Weltstädter noch nicht los geworden ist.

Ich leugne nicht, daß manche von diesen halbvermummten Tänzerinnen appetitlich genug aussehen, um den Wunsch in mir aufsteigen zu lassen, mehr von ihnen, sie in ihrer ganzen Tanzglorie zu sehen; aber wo ich farbige Perücken entdeckte, hat mich allemal der Ekel gepackt. Außer einem besonders grellen Gelb ist mir eigentlich keine Farbe an sich unsympathisch, wo sie mir auch entgegentritt; aber wenn sich kräftige Kunstfarben an die Stelle der so zahllos verschiedenen natürlichen Haarfarben drängen, dann packt mich eine Art Grauen vor der Unnatur an. In einem Bowery-Theater in New York sah ich mal eine tolle irische Farce, und ich war gerade in jener sorglosen Stimmung, wo man selbst über die derbsten und dummsten Späße von Herzen lacht. Da trat plötzlich ein irischer Policeman auf die Bühne, dem man zur Erhöhung des komischen Effekts eine grasgrüne Perücke aufgesetzt hatte. Wieherndes Gelächter begrüßte ihn; die meisten im Publikum hielten die grüne Perücke offenbar für einen genialen Einfall. Aber ich konnte mich nicht an diesen Anblick gewöhnen und verließ das Theater bald in einer Stimmung, als hätte ich etwas gegessen, das meinem Magen widersteht.

Trotzdem scheint die Farce der farbigen Haare hier auch in den sogenannten besten Kreisen Anklang zu finden, denn kürzlich wurde mir eine Souper- und Ball-Einladung aus seinem Hause gereicht, der man den Wunsch angefügt hatte, die Damen möchten im Rokokokostüm und farbiger Perücke erscheinen.

Ein Glück, daß man wenigstens dem männlichen Geschlecht solche Zumuthungen nicht zu stellen wagt. Dagegen hätte ich nichts dagegen, wenn allzu kahle Schädel sanft aber nachdrücklich aufgefordert würden, entweder ein Käppchen oder ein Perlückchen zu tragen. Ich kann ziemlich viel Nackheit vertragen, aber der allzu nackte männliche Kopf kommt mir ostentativ unanständig vor. In einer unserer vornehmsten Konzert-Serien habe ich schon seit Jahren das zweifelhafte Vergnügen, einen solch' ausgesuchten nackten Schädel, noch dazu mit allerlei merkwürdigen Schwellungen und Hautnüancen ausgestattet, grade vor mir zu haben. Glauben Sie mir, das wirkt nicht nur genußstörend, das kann sogar ernstlich irritiren. Ich habe die Konzertdirektion daher dringend ersucht, mir für die nächste Saison andere Sitze anzuweisen. —

Im Allgemeinen bin ich aber für möglichste persönliche Unabhängigkeit auch in Bezug auf Kleidung, Haar- und Barttracht. Völlig unbegreiflich ist mir daher, wie man einem freigeborenen Manne, der nichts verbrochen hat oder zum wenigsten nicht ausgefunden worden ist, vorschreiben darf, er müsse Haare und Bart so und so tragen. Giebt denn die militärische Uniform dem Ebenbilde Gottes nicht schon mehr als genügend Heerden-Charakter? Nun soll es unseren Offizieren in Zukunft allen Ernstes verboten sein, sich den Schnurrbart „nach englischer Manier" kurz stutzen zu lassen. Ein Korpskommandeur hat das für eine undeutsche Barttracht erklärt! Weshalb denn undeutsch? Genau die zahnbürstenhafte — nach meinem Geschmack abscheuliche — Auszierung der Oberlippe haben doch im vorigen Jahrhundert so viele alte Herren getragen, die ganz gewiß gute Deutsche waren und dabei niemals an England gedacht haben. Giebt es denn so etwas wie eine beständige nationale Barttracht? Die ändert sich doch wohl je nach den Zeitläuften. Wie möchte denn nur die gegenwärtige deutsch-nationale Barttracht aussehen, wenn die Obrigkeit das Recht der Verfügung hätte? Etwa so aufgebürstet, wie der Kaiser früher seinen Schnurrbart trug? Nun, er hat ja diese, der Natur sicherlich nicht abgelauschte Eigenart bereits seit Jahren stark gemildert. Oder ist der Spitzbart seines Bruders Heinrich, nach dem sich bekanntlich die gesammte Marine zu richten hat, der glücklichste haarige Ausdruck deutschen Nationalitätsgefühls? Ich möchte einwenden, daß dieser Spitzbart eher aus Spanien stammen dürfte, und daß er im allgemeinen zu der deutschen Gesichtsbildung nicht gerade besonders gut paßt.

Ich habe überhaupt den Eindruck, daß man neuerdings unsere Offiziere ein bischen zu sehr mit Vorschriften drangsalt. Jetzt soll es ihnen auch nicht mehr erlaubt sein, ihre liebe Frau, oder diejenige, die gerade deren Stelle vertritt, auf der Straße unterzufassen. Welche Grausamkeit! Ich meine nicht die Grausamkeit, die man darin finden kann, daß dem Offizier selbst dieser schüchterne, aber spontane Ausdruck zarter Empfindung von den Vorgesetzten verboten wird, nein, ich finde es viel grausamer, daß man dem Offizier durchaus die Gelegenheit nehmen will, sich auch äußerlich als graziöser Gentleman zu zeigen. Als stereotypirtes Bild der Korrektheit ist ihm das ja doch nicht möglich, und eine graziöse Offiziersverbeugung würde der Gipfel des Inkorrekten sein. Aber diese zarte Andeutung, daß trotz der drohenden Waffen und der einschüchternden Korrektheit der Begriff „gentle" dem Marssohne sofort zum Bewußtsein kommt, sobald an seiner Seite ein liebliches Frauenbild dahinwandelt, sollte man ihm doch wirklich gestatten. Giebt es einen schöneren, rührenderen Anblick als diese fromme Täuschung: der Mann von Blut und Eisen überlistet, indem er sich bei ihr mollig einhängt, der zarten Gefährtin vor aller Welt die Führerrolle, die er doch in Wirklichkeit nie abtreten wird. Sollte es aber gegen alle Erwartung selbst Offiziersehen geben, wo die Frau wirklich die Führung hat, dann fürchte ich, wird die Vorschrift, daß sie sich öffentlich bei ihm einhängen muß, er aber nicht bei ihr, auch nichts an solchem Uebelstande ändern. Nein, nein, es geht zu weit: Tango sollen sie nicht tanzen, und nun dürfen sie sich auch nicht einmal mehr einhängen! Wer hätte da noch Lust, Leutnant zu werden?

Uebrigens erzählte mir kürzlich ein Oberleutnant, der wirklich vielerlei zu wissen scheint, aber offenbar Alles wissen möchte, daß der Kaiser seinen Leutnants den Tango nur verboten habe, weil die Tango-Unterrichtsstunden mehr Geld kosten, als sich ein Leutnant von seiner Gage abhungern kann. Gute Tango-Lektionen, meinte die junge Uniform, kosteten zwanzig Mark, und selbst wer schnell begriffe und geborene Tanzbeine besitze, müsse mindestens zehn Lektionen nehmen. Das mache also den erheblichen Vermögensbetrag von zweihundert Mark aus. Diese Erklärung überraschte mich zunächst höchlichst, aber bei reiflichem Nachdenken fand ich sie ganz plausibel. Indessen halte ich dafür, daß die Tango-Verbote kaum noch nöthig waren, denn diese südamerikanische Importation geht ja doch an sich selbst zu Grunde, und dieser Auflösungsprozeß scheint bereits begonnen zu haben. Entweder ist der Tango, wenn „hochanständig", so langweilig und öde, daß man beim Zuschauen einschläft und beim Mittanzen sich bald als überflüssig vorkommen muß; oder er wird zu einer so komplizirten Artistik ausgebildet, daß nur wenig übende und auf einander dressirte Kunsttänzer noch mitkommen können; oder aber er wird derartig obszön getanzt, daß jeder halbwegs anständige Familienvater seine Tochter schleunigst nach Hause bringen wird. Der Tango ist nur ein gefundenes Fressen für solche Leute, die in einem unwählerischen Verlangen nach Lebensgenuß einen Zustand geistiger Epilepsie erreicht haben: sie sind für die Zuckungen, die sie ausführen, nicht mehr verantwortlich.

August Spanuth.

Die Zerstörung des Zinns. Die allgemeine Annahme, daß Zinn nur durch gewisse Säuren angegriffen werden könne, ist ganz falsch. Fische, Spargel, Kürbisse und Spinat enthalten keine Säure, und doch greifen sie das Zinn durch eine Art Aetzung deutlich an. Wahrscheinlich bewirkt das auf gewissen mit dem Ammoniak verwandten Stoffen. — Konservirte Garnelen zerstören die zinnernen Büchsen schon in verhältnismäßig kurzer Zeit. Das in den Garnelen enthaltene Methylamin ist so stark alkalisch, daß die Arbeiter in den betr. Fabriken häufig an einer Art Abschälung der Haut der Hände leiden. Man hat jedoch die Beobachtung gemacht, daß Garnelen, die einen Tag vor der Einlegung in Büchsen stärkerem Frost ausgesetzt waren, viel von der ätzenden Wirkung ihres Saftes verlieren. Dem trägt man jetzt auch allgemein Rechnung. Daneben werden die Gefäße meist mit Papier ausgekleidet, um die Berührung der Garnelen mit dem Zinn zu verhüten.

Elektrisches Licht beim Fangen von Meeresthieren. Daß künstliches Licht des Nachts viele Thiere ins Verderben lockt, ist lange bekannt. Es lag daher nahe, künstliche Lichtquellen in der Dunkelheit zum Fange von Thieren zu verwenden, und die Schmetterlings- und Krebsfänger haben auch den Brauch seit Jahren geübt. Jetzt ist man, wie das „Bull. Inst. Océanogr. Monaco" berichtet, dazu übergegangen, elektrische Lampen zum Anlocken von Tiefseethieren zu konstruiren. Der Apparat besteht aus einem gußeisernen, wasserdichten Lampengehäuse mit einem Behälter, der acht Akkumulatoren aufnehmen kann. Das Gehäuse ist so stark gebaut, daß es, ohne zerdrückt zu werden, bis in tausend Meter Tiefe versenkt werden kann. Die bis jetzt mit der Konstruktion erzielten Ergebnisse sind, wie Lüttgens im „Mikrokosmos" mittheilt, sehr befriedigend und weitaus reichhaltiger als gewöhnliche Fänge. Sogar an der Lampe selbst, die außen stark mit Oel eingerieben wird, saßen nach dem Fang, der mit Reusen oder Netzen geschieht, dichtgedrängt die verschiedensten Tiefseethiere.

— Wohl dem, der noch in der Tiefe seiner Seele den mächtigen Durst nach Reinheit besitzt; ihm wurde die Quelle in der Wüste verheißen.

Oesterreichisch-ungarische Korrespondenz.

Schritt und Charakter. — Lynchjustiz. — Veruntreuung des Dr. Glauber. — Furchtbare Tragödie. — Der brave Retter. — Graf Mielczynski freigesprochen. — Eine Jagd auf Leben und Tod. — Kleine Chronik: Abspringen von fahrendem Zug; Fürstprior Graf Harbegg; Thomas Koschat; Todesfälle; Eskader; Humor.

Wien hat eine neue Liebhaberei: Charakterlesen aus dem — Schuhzeug! Wie man bisher die Phrenologie und Graphologie schätzte, so übt man jetzt die Kunst, aus dem Gange eines Menschen seinen Charakter und seine Veranlagungen zu deuten. Jeder menschliche Typus hat seine bestimmte Gangart, und sind diese Haupttypen bekannt, dann lassen sich auch die Abarten und ihre Merkmale leicht feststellen. Der leichtsinnige und oberflächliche Mensch hat normalen Tritt, aber seine Spannweite steht in keinem Verhältnis zum Körperbau. Er ist viel weiter ausgreifend und dennoch tänzelnd, im Gegensatz zu dem kurzen Schritt des Pedanten. Kurzen Schritt besitzt auch der Unentschlossene, doch lehrt ein Betrachten der Art, wie die Absätze (Hacken) den Boden berühren, worin der Wankelmüthige sich von dem energischen Charakter unterscheidet. Denn auch die Energie verräth sich in der Fußsohle. Der feste Tritt hat aber hier keine Abnützung des Stiefelabsatzes zur Folge, weil ein normaler Tritt dies verhindert. Dieser Tritt ist dem Zielbewußten eigen. Der Eigensinnige verräth sich durch sein Auftreten auf die äußerste mittlere Kante. Merkmale von Trotz und Unordentlichkeit sind Abnützung der außenliegenden Ränder von Hacken oder Absätzen. Die Stiefelsohle des Wankelmüthigen weist ihre dünnste Stelle an den beiden inneren Rändern der Fläche auf. Mißmuth, Kraftlosigkeit zeigt eine starke unschöne Abnützung der Schuhspitze. Auch der Optimist setzt seinen Fuß zuerst am Fußballen auf. — Ein leichtwiegender Gang bei symmetrisch und normaler Richtung der Fußspitzen und leichter Neigung des Kopfes nach seitwärts ist stets Menschen eigen, die einsichtsvoll, tolerant, liebenswürdig und ehrlich sind.

* * *

Der 32jährige Bäckergehilfe Jos. Swoboda überfiel in Großmeseritsch seine Geliebte Katharina Nevet mit einem Messer, als sie eben von der Arbeit ging, und führte einen Stich gegen ihre Schläfe. Die Nevet wollte das Verhältnis lösen, da sie gehört hatte, Swoboda hätte mit einem Mädchen vorher ein Liebesverhältnis unterhalten; als es zum Bruch gekommen, habe er das Mädchen mit seinem Haß verfolgt und sie durch einen Messerstich verletzt. Das Mädchen befürchtete ein ähnliches Schicksal, und vermied es, dem Swoboda zu begegnen. Er lauerte aber der Nevet auf und als sie an ihm vorbeikam, sahen die Passanten, wie der Bursche auf das Mädchen zutrat, einige Worte mit ihm sprach und es scheinbar umarmend küßte. Die Näherstehenden aber erblickten in seiner Hand ein Messer und bemerkten, wie er es gegen das erschrockene Mädchen zückte und gegen seinen Kopf einen Stich führte. Die Zeugen der Szene waren so erbittert, daß sie sich auf den Burschen stürzten und Lynchjustiz übten. Er erlitt zahlreiche schwere Verwundungen.

* * *

Dr. Robert Glauber ist wegen Veruntreuung von ihm anvertrauten Klienten- und Mündelgeldern auf das Sicherheits-Bureau gebracht und dem Landesgerichte in Budapest eingeliefert worden. In eingeweihten Kreisen hat die Einlieferung keineswegs überrascht. Dr. Glauber besaß vor Jahren eine glänzend gehende Kanzlei und zählte große industrielle Unternehmungen zu seiner Klientel, die ihm circa 100,000 Kr. jährlich abwarf. Im Jahre 1906 gründete er die Ungarische Heereslieferungsgesellschaft, diese mußte bald liquidiren, wobei Dr. Glauber den größten Theil der Verpflichtungen übernahm. Diese Verpflichtungen, sein luxuriöses Leben brachten ihn dazu, Beträge und Depotgelder anzugreifen, bis die Anzeige erstattet wurde.

* * *

Eine beispiellose Tragödie hat sich in Budapest abgespielt. Ein Offizier hat seinen eigenen Schwager wegen eines Familienzwistes über Befehl des Platzkommandos zum Duell gefordert und trotzdem der Geforderte Abbitte zu leisten bereit war, haben die militärischen Sekundanten, die vom Platzkommandanten dem Forderer zur Verfügung gestellt wurden, sich für die blutige Austragung der Affäre entschieden. —

Der 26jährige Hagelversicherungsbeamte Siegmund Babocsay hatte mit seiner Frau, der Schwester des Oberleutnants Haydu, einen Streit und hatte eine Aeußerung über seine Frau gemacht, die dem Oberleutnant Haidu, also seinem Schwager, zu Ohren kam. Haidu, der in Frischamend dem Infanterieregiment No. 12 zugetheilt war, forderte von dort aus seinen Schwager. Die ersten Sekundanten waren Zivilisten, die die Angelegenheit friedlich beilegen wollten. Doch dem Oberleutnant Haidu wurde die Entscheidung mit Waffen von seinem militärischen Kommando befohlen. Die Vertreter des Oberleutnants waren zwei Hauptleute, die Babocsays zwei seiner Berufskollegen.

Der erste Kugelwechsel verlief resultatlos. Beim zweiten Schuß traf die Kugel Babocsays seinen Schwager mitten ins Herz. Der Oberleutnant war auf der Stelle todt.

Durch den Vorfall ist Babocsay, der auch psychisch leidet, von einer so schweren Nervendepression befallen worden, daß er in eine Nervenheilanstalt überführt werden mußte. Seine Frau fiel, als sie die Schreckensstunde erhielt, in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie nach vieler Mühe vom Arzte erweckt werden konnte; es zeigten sich Symptome eines schweren Nervenfiebers.

* * *

Unterhalb der Sofienbrücke am linken Ufer der Donau stürzte sich die 19jährige Private Magda Schuh in selbstmörderischer Absicht in die Fluthen. Wachmänner, die die That sahen, fuhren rasch in Rettungsbooten nach, konnten sie aber nicht mehr erreichen. Noch einmal kam der Körper der Selbstmörderin an die Oberfläche, in den nächsten Minuten mußte die starke Strömung den Körper mitgenommen haben. Da, im letzten Augenblicke sprang der Straßenarbeiter Theodor Binder in den Strom. Er hatte aber seine Kleider nicht abwerfen können — diese und die schweren Stiefel behinderten ihn; nach vieler Mühe gelang es ihm, tauchend das Mädchen zu fassen und gegen das Land zu ziehen; da kam auch die Rettungszille und barg den zu Tod erschöpften Retter und die Selbstmörderin. Nach langen Versuchen mit künstlicher Athmung schlug endlich Magda Schuh die Augen auf.

* * *

Wie es gleich nach Beginn der Beweisaufnahme wahrscheinlich war, haben die Geschworenen den Grafen Mielczynski des Todtschlags nicht schuldig befunden, und dem Gerichtshofe ist nach diesem Wahrspruch nichts anderes übrig geblieben, als den Freispruch des Angeklagten zu verkünden. Die Geschworenen sind offenbar bei der Beurtheilung der Sachlage von der Thatsache ausgegangen, daß Graf Mielczynski durch den jahrelangen Treubruch seiner Gattin in seinen Rechten als Ehemann schwer gekränkt war, und sie fanden es offenbar menschlich natürlich, daß der Graf in maßloser Erregung über das würdelose Benehmen seiner Frau auf der Stelle Vergeltung übte. Der Probst, der täglich im Schlosse ein und aus ging, wurde nach der Bluthat des Grafen auf dessen Veranlassung herbeigerufen. Er traf den Grafen weinend im Schlafzimmer der Gräfin bei den Leichen der Erschossenen. Auf seine Frage, was geschehen sei, sagte er: ich habe Beide getödtet — ich habe meine Frau auf Händen getragen, wenn nur der Mensch nicht gewesen wäre. Der erschossene junge Graf Mianczynski war ein leichtsinniger, oberflächlicher Mann, der gerne auf Abenteuer ausging.

Nach der Verkündigung des Freispruches versuchte Graf Mielczynski sich dankend zu verneigen, wankte aber dabei. Sein Gesicht war fieberhaft geröthet, die Haare feucht von Schweiß. Als der Angeklagte die Anklagebank verließ, rannte er so heftig gegen den Thürpfosten, daß er umfiel und von dem ihn begleitenden Arzte aufgefangen werden mußte.

* * *

Der Obergespan des Komitats Bacs-Bodrog (Ungarn) Julius Szemjö, ein verheiratheter Mann, hat Frau Alexander Rayasz, die Tochter des gewesenen Obergespans von Bacs-Bodrog, entführt. Das Paar bestieg in Verbasz den Konstantinopeler Schnellzug. Die Frau hinterließ für ihren Ehemann einen Brief, in dem es heißt: „Szemjö verfolgt mich seit drei Monaten mit seiner Liebe. Ich konnte nicht widerstehen." Die Frau rechnete damit, daß ihr Gatte erst spät in der Nacht heimkomme; durch ein leichtes Unwohlsein gezwungen, kehrte der Gatte früher zurück, fand den Brief und raste nach der Wohnung des Szemjö, dort erfuhr er, er sei nach Verbasz per Wagen — und nun entstand ein Wettrennen auf Leben und Tod. Szembö's Wagen hatte den Vorsprung, er hieb auf die Pferde wie toll ein. Endlich waren sie am Stationsgebäude und liefen auf den Perron, der Zug lief ein, sie wähnten sich gerettet. Szembö riß die Thür eines Coupés auf und hob die Frau hinein; der Zug setzte sich in Bewegung. In diesem Moment erschien der Ehemann, wild schrie er auf und versuchte vorzustürzen. Gleich darauf stürzte er todt zusammen. Ein Gehirnschlag hatte den armen Mann ereilt.

Kleine Chronik.

Als Fürstgroßprior wurde Graf Harbegg an Stelle des verstorbenen Prinzen Heinrich eingesetzt. Mit dieser Würde ist der österreichische Fürstenrang und der Titel „Durchlaucht" verbunden.

Im Befinden des so beliebten und verehrten Thomas Koschat, dem Schöpfer der wunderbaren Almer-Lieder, ist eine Verschlimmerung eingetreten, so daß der Zustand des Patienten ernste Besorgnis erregt.

Der geschätzte Patentanwalt Ingenieur George Hardy, Gesellschafter der Firma Paget, Moeller und Hardy, ist im 63. Lebensjahr nach langem schwerem Leiden in Wien gestorben.

In Graz ist der F. M. L. Karl Suzevic im 70. Lebensjahre gestorben.

Der bekannte Vortragskünstler Hans Longo ist in seiner Wohnung in Prag gestorben.

In Triest ist die k. u. k. Eskader, bestehend aus den Schlachtschiffen „Tegetthoff" und „Zrinyi", Admiral Spaun, sowie sechs Hochseetorpedobooten, eingelaufen.

Humor.

In einem kleinen Dorfe sollte ein Konzert zu wohlthätigem Zweck abgehalten werden. Der Berghofbauer, der als einziger Besitzer eines Klaviers weit berühmt war, sollte dieses Instrument zu der Veranstaltung stellen. Der Dorfschulze begab sich zum Hause des Berghofbauers, wo er nur die Bäuerin vorfand. „Freilich, freilich," sagte sie, „des Klavier, dös könnt's kriegen. Bloß ob alle Noten noch drin sind, dös was i nit. Mei Mann, wenn der a bissl Draht braucht, da nimmt er's immer da heraus!"

* * *

Das Liebespaar saß im Dämmerlicht auf der Bank. Er war Verkäufer im Manufakturwaarengeschäft. Und sie fragte leise: „Ob Deine Liebe zu mir auch echt ist, Liebster?" — „Echt?", sagte er geistesabwesend, „aber bitte, garantirt lichtecht und waschecht."

Dr. A. H. A.

— Nur die großen Herzen fühlen das Mitleid, welches man dem Unglück entgegenbringen muß, sowie die Wonne und den Ruhm der Wohlthat.

Die Lautenspielerin.

Skizze von **Richard Elsner.**

(Copyright Welthiegel 1913.)

Sie saß mir gegenüber beim Festessen anläßlich der Jahresversammlung einer literarischen Gesellschaft. Sie hatte eine hohe, sehr gerade aufsteigende Stirn, hinter deren Marmorglätte man weder böse noch gute Gedanken vermuthen konnte. Ihre Augen, die ein klein wenig matt waren, verdienten, schön genannt zu werden. Durch ihr stumpfes Haar, das nach dem Vorbild der Feuerbachschen Iphigenie frisirt war, zog sich eine Perlenschnur.

Ich muß es gestehen: ich bin verheirathet. Ich machte auch kein Hehl daraus und ließ meinen Trauring offen sehen. Und doch: wenn sie sprach, wenn sie mit der Hand graziös über die Haare fuhr, immer ruhten ihre Augen auf mir. Man braucht nicht eitel zu sein, aber schöne Augen haben doch wohl die Kraft, eitel zu machen. Ja wahrhaftig, ich glaubte, daß diesen suchenden Augen etwas an mir gefiel. Niemand wird es mir übelnehmen, daß ich mit dankbarer Zuneigung dafür quittirte.

Ein ganz klein wenig war ihr Gesicht unregelmäßig; vielleicht hatte sie die Mutter als kleines Kind immer auf derselben Schlafseite liegen lassen. Trotz aller Klarheit des Gesichtes lag ein leiser Zug von kalter Sinnlichkeit um Augen und Nase, und dieser kaum merkliche Zug fesselte mich — leider vielleicht — am meisten. Er wies mir eine Spur in die Gefilde der Psyche, die hinter der hohen Stirn ihr verborgenes Spiel trieb. Es war nur eine verschwommen angedeutete Spur, kein gerader gebahnter Weg, der zu diesem Mädchengeheimnis führte. Aber gerade Wege reizen nicht. Ich wäre mit meinem Gegenüber schneller fertig gewesen, wenn nicht dieser verschwiegen plaudernde Zug mich immer wieder wie ein Irrlicht hierhin und dorthin gelockt hätte.

Ihr Tischnachbar war ein bekannter Kommerzienrath; ich hatte die Tochter eines Literaturprofessors als Tischdame. Er erfuhr, daß die Dame gegenüber zur Laute singen werde. Ich unterhielt mich mit meiner Dame sehr gut; dennoch waren meine Ohren immer nach drüben gerichtet. Auch in ihrer reinen Stimme lag ein Doppelklang: bald Naivität, bald ein wenig Affektirtheit. Ich hatte nicht Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, denn der Kommerzienrath nahm sich seiner jungen Nachbarin mit Aufmerksamkeit an. Er merkte wohl nicht, der Aermste, daß nur ihr Mund zu ihm sprach; ihre Augen und, wie mir schien, ihre Gedanken wanderten zu mir, stetig und forschend. Es würde fade klingen, wollte ich sagen, daß ich sie liebgewann. Sie wurde mir eine Welt, die ich zu durchforschen hatte, ein philosophisches Problem, das ich zu lösen hatte. Wie in einen Nebel versank mein früheres Leben; wie verfehlt und nutzlos lag es hinter mir. Hier zogen sich plötzlich geheimnisvolle Fäden; hier entwickelte sich der Sinn des Lebens überhaupt vor mir, der darin besteht, daß sich liebende Seelen mit der Gewalt ursprünglicher Naturkräfte ineinanderwerfen. Ein Gefühl des Stolzes, ein Gefühl der Macht und der Freiheit durchschauerte mich. Ich war ein Wanderer, der in schönheitstrunkener Kraft, Hand in Hand mit dem anderen Wesen, einem leuchtenden Gipfel zuschritt. Strahlende Helle war vor mir und wirkendes Schatten. Ich wußte nicht, was ich wollte; die Klarheit des Besitzes löste meinen Willen in eitel Genießen auf. Die Lautenspielerin erhob sich. Meine Tischdame entschuldigte sich und stand ebenfalls auf. Die beiden waren Freundinnen, sie wollten die Laute von draußen holen.

Sie sang. Sie sagte vor jedem Liedchen, das sie mit kindlicher Anmuth vortrug: „Ich möchte Ihnen gern ein kleines Liedel singen — —", und dann nannte sie den Titel und gab einige Erläuterungen. Das war alles sehr nett. Ihre Stimme war von unsagbarer Reinheit, unverfälscht und ungekünstelt. Nur — — ich wußte nicht, woher es kam: sie blieb mir ein Räthsel, mit dem ich mich beschäftigen mußte. Tausendmal fragte ich mich: Ist sie so, oder thut sie so? Ihre Stirn und ihre Augen gaben keine Antwort, oder nur eine flackernde Antwort, die bald dies, bald das bedeutete. Sie sang lustige Liedchen, die sie mit allerliebsten Bewegungen begleitete. Sie sang von einer Vogelhochzeit, so neckisch und unschuldsvoll, daß meine Gedanken sich ihr voll Leidenschaft näherten und sie doch nicht berührten. Vielleicht ist auch die Bewunderung einer Venus von Milo aus Sinnlichkeit und schönheitstrunkener Ehrerbietung gemischt — — vielleicht, sage ich, denn ich will weder Kunstrichter noch Moralisten auf mich hetzen.

Reicher Beifall belohnte sie am Schluß. Ich klatschte lebhaft und lange mit, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil ihre Freundin, meine Tischdame, neben mir saß; zweitens, weil es ihr selbst auffallen sollte, wenn sie auf ihren Platz zurückkehrte. Was für Gründe ich für mein junggesellenhaftes Verhalten hatte, wußte ich wohl selbst nicht recht. Heute sind mir jedenfalls keine mehr bekannt, nachdem der Traum zu Ende ist.

Es wurde Hummer gereicht. Sie nahm zweimal. Das vertieth einen feinen Gaumen, denn für den Hunger ist Hummer kaum berechnet. Während sie sich mit sichtlichem Verständnis und Behagen dem delikaten Krustenthier widmete, plauderte sie mit ihrem Tischnachbar, oder vielmehr, sie gab dessen Huldigungen mit Neckereien zurück. Und doch blieb der Kommerzienrath ein Armer gegen mich. Was war dieses klanglose Worteplätschern gegen die Stetigkeit ihrer Blicke? Ich hätte meinen Platz nicht mit dem seinigen vertauschen mögen: es ist reizvoller, mit schönen Frauen Gedanken und verständnisvolle Blicke auszutauschen als Worte.

Als die Tafel aufgehoben wurde und die Gesellschaft zu einem Täßchen Mokka in den Nebensaal ging, hielt ich mich an meine Tischdame. So hatte ich jedenfalls die beste Aussicht, mit meinem Gegenüber zusammenzubleiben. Meine Berechnung war richtig: die beiden Freundinnen fanden sich zusammen; der Kommerzienrath hatte sich verloren. Sie saß in der Ecke eines Sofas und plauderte. Eine Zigarette lehnte sie ab — aus Gründen der Kunst. Ich sprach wenig, weil sie viel sprach. Sie gab allen ihren Worten eine interessante Betonung und brachte alles klar und deutlich, wie wohlüberlegt, heraus. Es war, als führte ihr Mund jetzt nur einige ihrer Gedanken in der Oeffentlichkeit vor, als sei es ihr gleichgültig, ob sie Beifall oder Widerspruch fänden, wenn sie nur interessant waren. Sie erzählte, sie habe kürzlich erst angefangen, öffentlich aufzutreten; ihre Schwester nenne diese ausübende Kunst sinnlich und frivol. Arme Schwester! Ich stelle mir eine Lehrerin, einen Blaustrumpf vor, eine Dame, die älter war als meine Nachbarin und sicherlich unverheirathet. — Man verlangte allgemein noch ein Lied zur Laute, und ich war zufrieden, daß meine schöne Partnerin einwilligte und ich das Thema von der frivolen Kunstbethätigung nicht breitzutreten brauchte, denn sie hatte gerade gefragt: „Wie denken Sie darüber, Herr Doktor?" Sie nahm ihre Laute um und sagte mit liebenswürdigem Läche